

Ausgerottete und in ihrem Bestande gefährdete Tiere

Autor(en): **Schweder, B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 39

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wurde. Diese kreuzte die alte Bern-Solothurnstraße nahe der Ziegelhütte bei Schönbühl. Am Kreuzungspunkt mußte ein Wegweiser aufgestellt werden. Als Postament schien ich für denselben ganz geeignet, nachdem ich durch Abweihelungen und Sprengungen würfelförmig zurecht gestutzt wurde. Ein eiserner Pfahl wurde mir zu meinem großen Leid in meinen kerngesunden Leib gebohrt und das Loch mit glühendem Blei zugegossen. Von da an paradierte ich in der neuen Aufmachung am Kreuzungspunkt der beiden vor dem Eisenbahnbau vielbegangenen Straßenzüge und machte mir meine Glossen über das Getümmel und Getöse Tag und Nacht, nachdem ich jahrhundertlang die Einsamkeit genossen und lieb gewonnen hatte.

Doch die Herrlichkeit dauerte nur 80 Jahre, einen kleinen Zeitraum gegenüber dem schon durchlebten; denn bald wurde ich am genannten Ort überflüssig und man verlegte mich mit dem Wegweiser vor den Gasthof Schönbühl, wo sich nicht weniger als fünf neuangelegte Straßen kreuzen. Bei der Aufstellung verstümmelten mich ungeschickte Hände und nun lag ich als struppierter Kerl mehrere Monate da und sollte irgendwo in einem schmutzigen Loch begraben werden und für immer das goldene Tageslicht entbehren. Zufällig erkannte mich ein kundiger Geologe und machte meinen jetzigen Gönner auf mein ehrbares Herkommen und meinen Lebenslauf aufmerksam. Ich wurde wieder zu Ehren gezogen und bekam ein Versorgungspöstchen als Abwehrstein. Ganz in meiner Nähe fand ich zu meiner großen Freude meine zwei treuen Kameraden aus dem Saastal wieder, die mit mir vor Jahrtausenden die Gletscherfahrt vom Wallis bis nach Schönbühl mitgemacht hatten. Der „klumpige“ Smaragdiggabbro war aus den Tiefen einer Griengrube im Sand und der pyramidenförmige aus einem Ackerfeld gerettet worden, wo er oft beim Pflügen verlegt wurde. Beide wurden von meinem Gönner schon vor Jahren als Zeugen der Eiszeit für alle nachkommenden Geschlechter an einem sichern Ort aufgestellt.

Seit einem Jahr stehe ich pflichtgemäß auf dem Abwehrposten an der großen Heerstraße von Solothurn nach Bern und verfolge mit meinen altersmüden Augen die vorbeieilenden jungen und alten, modisch und unmodisch gekleideten Leute mit allem ihrem modernen Haken und Trachten, schlucke den Staub der vielgestaltigen Fahrzeuge, recht oft denjenigen mit Benzindämpfen gesättigten der Autos, und schiele dazu begehrlig über die Straße hinüber nach dem Konsumgeschäft, wo allerlei gute Ess- und Trinkwaren in den Schaufenstern ausgestellt sind, leider für meinen trockenen, lusternen Gaumen unerreichbar!

Ausgerottete und in ihrem Bestande gefährdete Tiere.

Von Prof. Ing. B. Schweder, Graz.

Wie alles auf dieser Erde, so ist auch die Tier- und Pflanzenwelt beständig Veränderungen unterworfen, deren Ursachen nur zum Teile für uns erklärbar sind. Durch Naturkräfte, die ihren Sitz teils außerhalb der Erde, teils in ihr haben, wurden und werden, wie uns die Geologie lehrt, so bedeutende Aenderungen der Landschaft und damit der Lebensbedingungen für die Organismen hervorgerufen, daß im Laufe der Zeiten ganze große Gruppen von Tieren und Pflanzen, reich an Arten und Einzelwesen, verschwunden sind, um neuen Platz zu machen, die nach für uns unnehmbaren Zeiträumen — sie mögen wohl Jahrtausende umfaßt haben — das gleiche Schicksal ereilte. Ein Gang durch unsere naturkundlichen Museen, eine auch nur flüchtige Durchsicht geologischer Werke gibt uns Gelegenheit, diese ungeheuren Wandlungen des Tier- und Pflanzenlebens in den verschiedenen Erd-Zeitaltern wahrzunehmen. Aber es zeigt sich auch, daß ohne gewaltige äußere Einwirkungen einzelne Lebewesen verschwinden, na-

mentlich solche, welche nur ein kleines Verbreitungsgebiet haben. Die Natur hat ihrem weiteren Fortbestande eine Grenze gezogen, ihre Lebenskraft ist erloschen, und alle seitens des Menschen gemachten Versuche, eine solche Art zu erhalten, erweisen sich als vergeblich. Zu diesen natürlichen Ursachen, welche nicht bloß örtliche Veränderungen hervorbringen, sondern sich in ihrer Wirkung bis zur völligen Austilgung von Arten steigern können, tritt von jenem Zeitpunkte an, in welchem der Mensch als Mitbewohner der Erde erscheint, eine neue: der Mensch fühlt sich als Beherrscher aller Kreatur und setzt sich zu ihr in jenes Verhältnis, das bis in die neueste Zeit ausschließlich durch diesen Grundgedanken der Unterordnung unter seine Interessen bestimmt wird. — Er vernichtet Tiere und Pflanzen, weil sie ihm feindlich entgentreten oder hinderlich sind, oder er fördert sie, insoweit als er, wie er bald erkannt hat, von ihnen Nutzen ziehen, sich mit ihrer Hilfe Nahrung, Kleidung, Wohnung, allerhand Gerät und Schmud schaffen kann. Er vernichtet Naturkörper, weil er auf höheren Wirtschaftsstufen Raum und Sicherheit braucht für seine Siedelungen und Kulturen. Dies erscheint alles begreiflich und — innerhalb gewisser Grenzen geübt — unabänderlich. — Allein zu Notwehr und berechtigter Nutzung der belebten Naturschätze treten leider auch noch andere Beweggründe zu Eingriffen in deren Bestand: der Mensch stellt den Tieren nach, nicht nur um unabweisliche, seine Wohlfahrt unerläßlich bedingende Bedürfnisse, sondern bloß eingebildete, z. B. die Eitelkeit, zu befriedigen, er tötet auch für die Zwecke des wirklich Unentbehrlichen mehr als notwendig, oft auch nur — so traurig es ist, es ist leider wahr — aus Freude am Töten, aus Gewinnsucht, Mangel an Herzensbildung und Ankenntnis. — Eine, von tragischen Folgen für die Tierwelt begleitete Auffassung des Menschen von seiner Stellung zur Tierwelt ist jene von der sogenannten „Schädlichkeit“ dieser für seine Interessen. —

Der Landwirt erklärt eine Menge von Arten teils mit, teils ohne Berechtigung für schädlich, ebenso der Forstmann, Jäger, Fischer, Imker, Obstzüchter, und dem, in naturgeschichtlichen Dingen oft erschreckend naiven Städter flößen einzelne Tiere wie Schlangen, auch wenn sie nicht giftig sind, Kröten, Frösche u. a. einen solchen Schrecken ein, daß er sie ohne Bedenken tötet, weil sie — seinen „Nerven“ schädlich sind — kurz, es gibt kaum irgend eine Tierart, die nicht von irgend einer Interessengruppe als „schädlich“ — wenn auch nur in der Einbildung — bezeichnet wird. Man denke sich nun alle diese gleichsinnig wirkenden Kräfte summiert: hier die zunehmende Verschlechterung, ja völlige Vernichtung der Lebensbedingungen für die Tierwelt als Folge unserer Wirtschaftsbestrebungen, der mit dem Anwachsen der Bevölkerung zutage tretenden Bodennot, welche zur Trockenlegung von Seen, Teichen und Mooren, zur Kultivierung von Dedländereien zwingt, die zunehmende Industrialisierung, dort die ins Riesenhafte gesteigerte, durch die Gewinnsucht aufgepeitschte Verfolgung nicht hegbarer, und wir werden erkennen, daß der Tierwelt schwerste Gefahr droht.

Der erste Kampf der Menschen mit den Tieren ist diktiert durch die Notwehr. Der diluviale Mensch muß sich der riesenhaften Feinde aus dem Tierreiche — Mammut, Höhlenraubtiere — erwehren und er tut dies, wie die zahlreichen Funde aus dieser Zeit lehren, mit einer für seine damaligen Hilfsmittel geradezu unfählich erscheinenden Geschicklichkeit. Mit dem Sesshaftwerden und den Anfängen des Ackerbaues muß sich der Mensch selbstverständlich wieder vor den Feinden, die ihm seine Haustiere und seine Felder bedrohen, schützen. Es beginnt somit in neuer Form der Kampf gegen Raubtiere und allerhand „Schädlinge“ wie etwa Wildschweine, Rager, wobei zumal die ersteren dem Menschen schließlich weichen müssen. Dieser Kampf mit den Großraubtieren dauert bis in die heutige Zeit und hat zur Folge gehabt, daß der braune Bär, Wolf, die

Wildkatze und der Luchs im größeren Teile Europas gänzlich ausgerottet sind und sich in die schwerstzugänglichen,



Der gemeine Luchs (Lynx Lynx). In der Schweiz und in Westeuropa ausgerottet; kommt noch in Rußland und Skandinavien vor.

wenig besiedelten Gebiete zurückgezogen haben. Eine völlige Ausrottung ist bislang wohl glücklicherweise nicht zu befürchten, jedoch sind sie örtlich schon sehr selten und verdienen, trotzdem sie schädlich sind, als „Naturdenkmäler“ Erhaltung. — Besonders gilt dies vom europäischen Luchs, der in Mitteleuropa nahezu völlig ausgestorben ist. —

Neben der Notwehr treibt das Bestreben, das Tier zu nutzen, den Menschen zur Erlegung oder aber — später — zur Zähmung freilebender Arten: zunächst der Nahrung und Kleidung, dann vieler anderer Nutzbarkeiten wegen wie Knochen für Geräte und Schmuck usw. Der Mensch wird zum Jäger um des Nutzens willen, nicht mehr bloß aus Notwehr und von diesem Zeitpunkte steigert sich die Verfolgung der Tiere ständig bis in unsere Tage. Denn diese Nutzbarkeiten erweitern sich nach Art und Grad mit der Erweiterung unserer Bedürfnisse: nicht nur Gewinnung von Wildbret, Fellen, Fett und sonstigen, dem ursprünglichsten Bedarf dienenden Teilen des Tierkörpers bilden das Ziel der Jagd, sie sucht das kostbare Pelzwerk, die herrlichen Schmuckfedern, das Elfenbein und tausenderlei andere Dinge und erbeutet um derentwillen ungezählte Arten und Individuen. Sie wird getrieben aus Freude am Erbeuten seltener „Jagdtrophäen“, aber auch aus Freude an „Rekordstrecken“; sie wird endlich zum Sport, dem die heimatischen Jagdgründe nicht mehr genügen, der hinausdrängt in die weitesten, bisher vom Menschen unberührt gebliebenen Gebiete — polwärts und dem Äquator zu, nachdem die

Verkehrsmittel das Hindernis weiter räumlicher Entfernung überwunden haben. Zahllos sind die Opfer, welche wir als Folge solcher sinnloser Vernichtung zu beklagen haben. Sie betreffen insbesondere solche Arten, bei denen zur heftigen Verfolgung durch den Menschen noch geringe Vermehrung, Verschlechterung der Lebensbedingungen und Beschränkung auf verhältnismäßig kleine Gebiete ganz bestimmten landschaftlichen Charakters hinzutreten. —

Wir nennen für diese Gruppe von europäischen Arten die beiden Wildrinder Ur- oder Auerochs und den oft mit diesem verwechselten europäischen Wisent, das Wildpferd, den Alpensteinbock, den Biber, ferner als stark im Bestande zurückgegangen das Elchwild und die ihres Pelzwerkes sowie ihrer Schädlichkeit wegen stark verfolgten Raubtiere Zobel, Edelmarder und Nerze (Sumpfböter). Von anderen überwiegend außereuropäischen Pelztieren, die nur mehr einen Bruchteil ihrer ehemaligen Verbreitung und Zahl aufweisen, seien Seeotter, Chinchilla, Sumpfbiber, Seebär genannt.

Das Auerrind, einst in Europa allgemein verbreitet, ist vollständig ausgestorben; noch aus dem 17. Jahrhundert sind Nachrichten über sein Vorkommen in Polen erhalten. Neben diesem Wildrinde kam noch der europäische Wisent, der wie erwähnt oft damit verwechselt wird, ebenfalls in früherer Zeit in ganz Europa vor. Jedoch schon im Mittelalter finden wir ihn auf den östlichen Teil Europas zurückgedrängt, 1755 wurde er noch in Ostpreußen erlegt. In den letzten Jahrzehnten fanden sich nur mehr freilebende Herden im Bjalowieschen Walde in Polen vor, welche im Weltkrieg zur Zeit der Besetzung dieses Gebietes durch das deutsche Heer Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen bildeten. Zeitungsnachrichten zufolge soll in den Nachkriegswirren die Herde vollständig aufgerieben worden sein. Einzelne Stücke sind möglicherweise noch in Tiergärten erhalten, so in jenem des Fürsten Plek in Mezeritz (Pr. Schlesien).

Eine nahe verwandte Art lebt im Kaukasus, eine andere in dem weiten, nordamerikanischen Präriegebiete — ein kärglicher Rest von einigen Hundert Stück von zwei ungeheuren Herden, deren nördliche auf 1½ Millionen, eine südliche auf 3 Millionen Stück geschätzt wurde, die binnen wenigen Jahren hingeschlachtet waren. — Einige Wisente werden im berühmten Yellowstone-Nationalpark gehegt. (Fortsetzung folgt.)

Am Abend.

Glüht mein Lämpchen so helle;
Ueber des Zimmerleins Schwelle
Trippelt es eilig herein.
Schlingen zwei kleine Arme
Sich um mich, und zwei warme
Händchen streicheln mich fein.

„Mutter, ach Mütterlein,
Hab' nun genug vom Spielen,
Und die Kinder, die vielen,
Geh'n ja auch alle nach Haus,“
Sprudelt mein Wildfang heraus.

Glüht mein Lämpchen so helle;
Still an des Häusleins Schwelle
Gleitet vorüber die Nacht.
Und im Zimmerlein drinnen,
Müde in weißen Linnen,
Schließen zwei Auglein sich sacht. —

Edith-Sannelore Freitag.